Nr. 265. XVIII. Jahrgang. Donnerstag, 29. September 1910.

Dresdner Neueste Nachrichten

Unabhängige Tageszeitung.

Größte Verbreitung in Sachsen.

Redaktion und Hauptgeschäftsstelle Ferdinandstraße 4.
Fernsprecher: Redaktion Nr. 2807, Expedition Nr. 4571, Verlag Nr. 542.

Anzeigen:
Die einspaltige Kolonelzeile kostet für Dresden und Vororte 15 Pf., für auswärts 20 Pf., für das Ausland 40 Pf. Textzeilen 40 Pf. Die zweispaltige Reklamezeile für Dresden und Umgebung 1 Mk., für auswärts 1,40 Mk. Bei Wiederholungen und Jahresaufträgen Rabatt nach Tarif. Chiffregebühren 20 Pf. Inserate von auswärts werden nur gegen Vorausbezahlung aufgenommen. Für das Erscheinen an bestimmten Tagen und Plätzen wird nicht garantiert. Telephonische Aufgabe von Inseraten unzulässig. Unsre Dresdner und auswärtigen Annahmestellen, sowie sämtliche Annoncen-Expeditionen im In- und Ausland nehmen Inserate zu Originalpreisen und -rabatten an.

Abonnement:
In Dresden und Vororten monatlich 60 Pf., pro Quartal 1,80 Mk. frei Haus, durch unsre Provinz-Filialen monatlich 65 Pf., pro Quartal 1,95 Mk. frei Haus. Mit der Beilage „Illustrierte Neueste" oder mit der Beilage „Dresdner Fliegende Blätter" je 15 Pf. pro Monat mehr.
Postbezug in Deutschland und den deutschen Kolonien:
Ausg. A mit „Illustr. Neueste" monatl. 84 Pf., pro Quart. 2,52 Mk.
„ B ohne Illustr. Beilage „ 69 „ „ „ 2,06 „
In Oesterreich-Ungarn:
Ausg. A mit „Illustr. Neueste" monatl. 1,60 Kr., pro Quart. 4,79 Kr.
Ausg. B ohne Illustr. Beilage „ 1,42 „ 4,25
Nach dem Auslande per Kreuzb. pr. Woche 1 Mk. Einz.-Num. 10 Pf.

Wer eine moderne, politisch unabhängige, vielseitige Tageszeitung lesen will, der abonniere auf die

Dresdner Neuesten Nachrichten

die trotz ihres billigen Bezugspreises allen Ansprüchen genügen, die man an eine gut unterrichtete hauptstädtische Zeitung großen Stils stellen kann. Durch ihre großzügige eigene Organisation, die sich bis weit ins Ausland erstreckt, sind die Dresdner Neuesten Nachrichten in der Lage, ihren Lesern

täglich eigene telegraphische Originalberichte

aus aller Welt zu bieten. Ergänzt wird dieser Dienst in seinen vorzüglichen Informationen durch die von den eigenen auswärtigen Redaktionen und einen Stab hervorragender Mitarbeiter gelieferten Leitartikel von treffendem Urteil, wie sie nur der zu schreiben vermag, der aus der Quelle eigener Anschauung schöpft.

Gleiche Qualitäten dürfen die Dresdner Neuesten Nachrichten in Anspruch nehmen für ihre orientierenden und kritischen Artikel über **Dinge der sächsischen Politik und des kommunalen Lebens wie über alle politischen und volkswirtschaftspolitischen Vorgänge im Reiche.** Durch ihr stets freimütiges und gerechtes Eintreten **für das Wohl aller Klassen** der Bevölkerung sind die Dresdner Neuesten Nachrichten

eine Volkszeitung im besten Sinne des Wortes.

Wir dürfen weiter hinweisen auf das in weiten Kreisen

anerkannte und beliebte Feuilleton

mit der wöchentlichen

Unterhaltungsbeilage und Frauenzeitung

und täglichen **Romanbeilage,** auf die Theater- und Kunstkritiken, auf den von dem neuen Quartal ab

wesentlich erweiterten volkswirtschaftlichen Teil

und auf die vielen unsern Abonnenten gewährten besonderen Vorteile, so u. a. **die täglich von abends 6–7 Uhr stattfindende**

juristische Sprechstunde,

in der unsre Abonnenten **kostenlos Auskünfte in allen Rechtsangelegenheiten** durch einen hervorragenden Juristen erhalten, der bis vor kurzem selbst dem Richterstande angehörte, ferner die **besondere Frauensprechstunde** (Rat durch rechtskundige Frauen), die demnächst wieder an allen Ziehungstagen erscheinenden

Ziehungslisten der sächsischen Lotterie

usw. Neuen Abonnenten werden die schon erschienenen Kapitel des jetzigen **Romans „Fliege" von Horst Bodemer kostenfrei** nachgeliefert.

Bestellung bei allen Zeitungsträgern, Expeditionsstellen und der Hauptgeschäftsstelle der Dresdner Neuesten Nachrichten sowie bei allen Postanstalten. Bezugspreise stehen am Kopfe der Zeitung. Probenummern kostenlos.

Die Moabiter Krawalle.

In Moabit, dem nordwestlichen Stadtteil Berlins, ist es, wie schon gemeldet, zu wüsten Szenen gekommen, die in der Nacht von Montag zu Dienstag ihren Höhepunkt erreichten. Wie so häufig, brachte auch hier eine geringfügige Ursache den Stein ins Rollen. Bei einer Kohlengroßhandlung in Moabit waren die Arbeiter und Lohnkutscher in Streik getreten. Die Firma stellte darauf andre Leute ein, was ihr um so leichter wurde, als die Arbeitslosigkeit in Berlin gegenwärtig wieder einen ziemlich hohen Grad erreicht hat. Die Arbeitswilligen wurden von den Streikenden angegriffen und mißhandelt, und als dann die Polizei zum Schutze der Arbeitswilligen einschritt, kam es zwischen der Schutzmannschaft und der erregten Volksmenge zu Zusammenstößen, die von Tag zu Tag an Umfang zunahmen. In der Nacht von Montag zu Dienstag wurde die Polizei von dem Pöbel, der sich in den Straßenzügen Moabits massenhaft angesammelt hatte, angegriffen. Die Schutzleute gingen mit blanker Waffe vor und wurden von dem Mob mit Steinwürfen und Revolverschüssen empfangen. Auf beiden Seiten gab es zahlreiche Verletzte. Ausschreitungen von solchem Umfang, wie sie sich in Moabit zugetragen haben, gehören glücklicherweise zu den Seltenheiten in Berlin. Zwar hat es in den achtziger Jahren und bei dem großen Berliner Straßenbahnerstreik, der vor etwa zehn Jahren stattfand, ähnliche Tumulte gegeben, aber sie reichten, was die Zahl der Verletzten anbetrifft, nicht entfernt an die Moabiter Krawalle heran. Ungefähr vierzig Polizeibeamte, Offiziere und Schutzleute, wurden durch Steinwürfe und Revolverschüsse, darunter einige lebensgefährlich, verletzt, während auf der andern Seite die Zahl der Verwundeten erheblich größer ist. Sie läßt sich jedoch nicht genau feststellen, da viele der Verwundeten von Freunden und Angehörigen in ihre Wohnungen geschafft wurden, ohne daß die Hilfe der Unfallstationen in Anspruch genommen wurde.

Man muß der Berliner Polizei die Anerkennung zollen, daß sie sehr ruhig und besonnen zu Werke gegangen ist. Höchstens den Vorwurf wird man allerdings der Berliner Polizei nicht ersparen können, daß sie nicht rechtzeitig die Gefährlichkeit der Lage erkannte und mit einem zu schwachen Schutzmannsaufgebot vorging. Wäre von vornherein ein starkes Polizeiaufgebot an Ort und Stelle erschienen, so hätte das auf die erregten Gemüter beruhigend und einschüchternd gewirkt. Die geringe Anzahl von Schutzleuten aber, die zuerst auf dem Plan erschien, wirkte eher noch aufreizend. Es wird sogar berichtet, daß die Polizei auf die Requisition der betreffenden Kohlenfirma zuerst ein Einschreiten überhaupt ablehnte und sich dazu erst veranlaßt sah, als der Mitinhaber der Firma, der bekannte Großindustrielle Stinnes, den Minister telegraphisch auf das Gefahrdrohende der Situation wiederholt aufmerksam machte. Sollte sich diese Darstellung als zutreffend herausstellen, so würde allerdings die Polizei zum allergrößten Teil die Schuld daran treffen, daß die Tumulte einen solchen Umfang annehmen konnten. Sie mußte wissen, wessen sie sich von der Bevölkerung jenes Stadtteils zu versehen hatte.

In dem Stadtteil Moabit befinden sich zahlreiche große Fabriken und Lagerplätze, seine Bevölkerung besteht zum überwiegenden Teile aus Arbeitern, die den besseren Teil der dortigen Bevölkerung ausmachen. Denn daneben hat sich dort zahlreiches Gesindel angesiedelt, Zuhälter und Dirnen der niedersten Sorte und sonstiges arbeitsscheues Gelichter aller Art, das bei allen Straßenkrawallen und Aufläufen das Hauptkontingent der Radauhelden stellt. Und gerade die Beusselstraße, die den Brennpunkt der nächtlichen Revolten bildete, erfreut sich keines guten Rufes. Sie mündet in die Jungfernheide, die ein bevorzugter Schlupfwinkel ist für alles, was das Auge der Polizei zu scheuen Ursache hat. In dieser Straße sowie in ihren Nebenstraßen befinden sich zahllose Destillen und Kneipen letzten Ranges, sogenannte Kaschemmen, deren Stammpublikum alles andre als vertrauenerweckend ist. Von der ganzen Peripherie der Reichshauptstadt, nach der sich das Großstadtgesindel zurückzieht, ist der nordwestliche Teil, eben der in der Nähe der Beusselstraße und der andern bei den Moabiter Massenausschreitungen genannten Straßen, der übelberüchtigtste. Mit Einbruch der Dunkelheit pflegen aus den Schlupfwinkeln der Jungfernheide allerlei Bassermannsche Gestalten in die Stadt zu strömen und die Straßen unsicher zu machen. Kommt es vollends zu Konflikten zwischen der Bevölkerung und der Polizei, so tauchen diese fragwürdigen Elemente an allen Enden und Ecken auf und vollführen den größten Lärm und verüben den größten Unfug.

Sie leiden alle mehr oder weniger an dem sogenannten „Blankoller". Fast jeder von ihnen hat mit den Sicherheitsorganen schon unliebsame Bekanntschaft gemacht und benutzt gern die Gelegenheit, um an den verhaßten Schutzleuten sein Mütchen zu kühlen. So sind auch bei den letzten Krawallen weniger die eigentlichen Streikenden hervorgetreten, wenn sie sich auch Ausschreitungen und Mißhandlungen der Arbeitswilligen haben zuschulden kommen lassen, sondern die Hauptrolle spielte wieder einmal der Janhagel, der nie fehlen darf, wenn irgendwo etwas los ist. Bei den Tumulten in Moabit haben sich so wüste Ausschreitungen und solche Roheitsszenen ereignet, daß man sie unmöglich auf das Konto der Streikenden setzen kann. Denn der Berliner Arbeiter ist im allgemeinen friedlich und ordnungsliebend und, wenn er organisiert ist, so wohldisziplinert, daß er sich in den allerseltensten Fällen so schwere Roheitsdelikte zuschulden kommen läßt, wie in Moabit. Mit was für Elementen man es in Moabit zu tun hatte, geht am deutlichsten daraus hervor, daß sich die Exzesse nicht nur gegen die Arbeitswilligen, die betreffende Kohlenfirma und die Polizei richteten, sondern auch gegen gänzlich unbeteiligte Personen. So wurde ein Geistlicher der Reformationskirche in der Beusselstraße von dem Pöbel angegriffen und mißhandelt, so daß er sich nur mit Mühe vor den Tumultuanten retten konnte. So darf man wohl behaupten: Es handelt sich bei den Moabiter Straßenkämpfen nicht um Kundgebungen einer politischen Partei, sondern um die Betätigung von Radaugelüsten des Berliner Großstadtpöbels.

Für diese Exzedenten kann es auch keine Schonung geben. Dem Abschaum der Weltstadt, der sich hier ausgetobt hat, ist nunmehr rücksichtslos entgegenzutreten. Es ist bezeichnend, daß selbst der sozialdemokratische „Vorwärts" sichtbar von den Moabiter Exzedenten abrückt und Wert auf die angeblich sogar seitens der Polizei gemachte Feststellung legt, daß sich streikende Arbeiter nicht an den Exzessen beteiligt hätten. Es wäre nur konsequent, wenn die Streikenden, die keine Gemeinschaft mit den Tobenden haben wollen, das auch durch die Tat zum Ausdruck brächten und nicht lächelnd zusähen, wie die Radaugelüste des Pöbels Orgien feiern. Gegen die revoltierenden Lumpenherden ist nur schonungslose Härte angebracht — hier kann und muß Herr v. Jagow eisern sein.

Die Fortsetzung.

Neue Straßenkämpfe in der Nacht zum Mittwoch.

Der Mob tobt weiter: Am Dienstag abend sind neue Schlachten zwischen dem Pöbel und der Polizei geliefert worden. Uns wird gedrahtet:

+ **Berlin,** 28. September. (Priv.-Tel.) Mit dem Einbruch der Dunkelheit begannen gestern in Moabit die Straßenkrawalle aufs neue. Bereits um 7 Uhr begannen an den einzelnen Punkten halbwüchsige Burschen sich wieder zusammenzurotten, zu denen sich bald Frauen, Männer und Kinder gesellten. Gegen 8 Uhr nahm die Menge eine drohende Haltung ein. Schüsse ertönten, aufreizende Reden wurden laut und stellenweise stürmte die Menge auf die Beamten ein. Zum ersten ernsten Zusammenstoß kam es an der Ecke der Wicles- und Beusselstraße. Unter Johlen und Schreien drang die Menge auf die Schutzmannskette ein und bombardierte die Schutzleute mit Steinen, so daß der

Befehl zum Blankziehen

und zum Angriff gegeben werden mußte. Mit dem Säbel in der Hand stürmten die Schutzleute, von ihren reitenden Kollegen begleitet, die Straße hinunter, trieben die johlende Menge vor sich her und verletzten mehrere Personen durch Säbelhiebe. Eine große Anzahl Verletzter mußte nach dem Moabiter Krankenhaus geschafft werden. Bei einem Kampf wurde ein Arbeiter durch einen Säbelhieb über den Kopf schwer verletzt, er erlitt einen Schädelbruch und fand Aufnahme im Krankenhause. Auch ein Schutzmann wurde hierbei durch einen Steinwurf schwer verletzt. Nach kurzer Zeit war es gelungen, die Straße zu säubern. Um 9 Uhr kam es zu einem scharfen Zusammenstoß in der Erasmusstraße. Dort wurde verschiedentlich auf Offiziere und Mannschaften geschossen, doch niemand getroffen. Es begann wieder

ein Steinbombardement

seitens der Menge auf die Schutzleute. Der Tumult erreichte gegen 10½ Uhr an der Beusselstraße, Ecke Wicklingerstraße seinen Höhepunkt. Um diese Zeit hatten sich dort reichlich 4000 Personen, darunter viele Frauen und Mädchen, versammelt. Es wurden Rufe laut: „Schießt die Schufte nieder! Bluthunde!" usw. Der Polizeileutnant forderte die Menge dreimal auf, auseinanderzugehen. Diese johlte und antwortete mit Steinwürfen. Ein wahrer Hagel von Bierflaschen prasselte auf die Beamten nieder, dazwischen wurden wieder Feuerwerkskörper abgefeuert und aus der Menge heraus

auf die Schutzleute scharf geschossen.

Diese zogen nun blank und attackierten die Demonstranten, die unter fortwährenden Steinwürfen und Schießen langsam zurückwichen. Der Polizeioffizier ließ nun scharfe Schüsse auf die Menge abgeben, auch wurde ein starkes Polizeiaufgebot hinzu-

Die Ausgestoßenen.

Von **Hanns Heinz Ewers.**

Nachdruck verboten.

Was die Cagoten sind oder waren, das weiß kein Mensch. Bestimmt weiß man nur, daß die meisten Erklärungen — nicht zutreffen, wie die recht kindliche Canis Gotticus. Denn die Goten waren die Herren im Lande und niemals die Knechte. Und ebenso gründlich falsch ist es, sie andern arianischen Eroberern oder gar Mauren und Juden zuzurechnen. Sie saßen in den Abhängen der Pyrenäen, dann auch in den weiten Ebenen von Poitou, der Bretagne und der Guienne. Sie waren der Abschaum der Menschheit — und davon waren sie selbst ebenso überzeugt wie die Leute, die um sie herum lebten. Sie sahen fest und wanderten nicht; sie waren bestimmt keine Zigeuner, aber sie mischten Zigeunerworte in ihre Sprache. Sie mußten Schuhe tragen, weil ihr nackter Fuß die Erde befleckt hätte, und ein rotes Zeichen auf der Schulter, damit jedermann sie erkennen konnte und sich nicht beschmutzte durch eine zufällige Berührung. Sie durften ihr Wasser nicht aus dem Brunnen schöpfen, noch das Geländer der Brücke berühren; sie kamen durch ein Hintertürchen in die Kirche, hatten ihr eigenes Weihbecken und wurden hinter der Kirchenmauer begraben. Freilich wurde auch diese Erde geweiht — sie waren ja Christen —, aber nicht einmal Mörder und Selbstmörder scharrte man da ein. Sie waren die allerelendesten und verachtetsten — aber man sagt, daß ihre Töchter die schönsten Frauen waren im ganzen Lande.

In Frankreich gibt es keine Cagoten mehr. Aber es gibt noch heute welche in Ceylon, sie heißen die Rodiyas, d. h. die Unreinen. Sie sind die niedrigsten, die verächtlichsten; ihr Schatten schon befleckt, wohin er fällt.

Die singhalesische Sage erzählt, daß der Rodiya Ahnherr vor manchen hundert Jahren die Jäger des Königs von Kandy gewesen seien, deren Pflicht es war, des Fürsten Tafel mit Wild zu versorgen. Eines Tages hätten sie ihm aber statt Wildpret Menschenfleisch geliefert, was dem König so prächtig gemundet hätte, daß er immer wieder ihnen befohlen habe, mehr von diesem leckeren Braten anzuschaffen; so habe er sich längere Zeit, ohne es zu wissen, von Menschenfleisch ernährt. Dann aber sei sein Barbier auf den Schwindel gekommen und habe den König aufgeklärt; dieser sei so ergrimmt gewesen, daß er selbst die grausamste Todesstrafe — mit der die Herrscher von Kandy sonst jeden Tag bereit waren — für zu milde hielt. Er befahl deshalb, daß alle Jäger, samt ihren Familien, für ewige Zeiten ausgestoßen sein sollten und führte so die elende Lebenslage der Rodiyas herbei, die seit Jahrhunderten nun fortbesteht und selbst heute noch, trotz des tatkräftigen Eintretens der englischen Regierung, kaum gebessert ist.

Der Zustand der Rodiyas Ceylons ist viel elender noch als der der indischen Parias. Sie leben in ihren eigenen kleinen Dörfern, deren Hütten immer eine Strecke von der Straße entfernt sein müssen. Sie dürfen keinen Grund haben, auch ist ihnen jedes Handwerk verboten; sie dürfen keine Brücke überschreiten, noch ihr Wasser aus dem Brunnen schöpfen. Wenn sie einen Menschen auf der Straße treffen, müssen sie ihn durch Schreien warnen und dann schleunigst zur Seite verschwinden — sie würden ihn sonst unrein machen. Wenn sie zu zahlreich wurden, schoß man wie beim Wild einfach eine Anzahl ab; ihre Häuptlinge zu ernennen war die Sache des Scharfrichters, dem sie unterstanden. Sie durften auf ihren Hütten kein schräges Dach anbringen und als Kleidung war ihnen nur ein schmaler Lappen um die Hüfte erlaubt. Nur das niederste Geschäft durften sie verrichten, eines, das von allen andern verachtet war: Stricke aus Kuhhäuten zu drehen. Verachtet deshalb, weil diese Stricke ja der Henker benutzte! Und hier ist ein weiteres merkwürdiges Analogon zu den Cagoten; auch sie durften nur Stricke anfertigen. Handel zu treiben war den Rodiya auch verboten; was sie fertigten, stellten sie in respektvoller Entfernung in die Nähe der Häuser; man nahm die Sachen und stellte gekochten Reis dafür hin, den sie andern Tages wieder abholten.

Mit der Zeit wurden sie dann selbst ein Strafmittel: das schlimmste, das es gab, entsetzlicher als Pfählen, Verbrennen, Totschlagen und Vierteilen. Als schwerste Strafe, die namentlich über vornehme Frauen wegen Untreue oder andrer Verbrechen verhängt wurde, galt die Zuweisung an die Rodiyas. Oeffentlich geschah dies auf die Art, daß der betreffende Rodiya der Unglücklichen die halbgekaute Betelnuß in den Mund steckte und sie, vor allen Augen, zur Frau nahm.

Heute ist das Los der Rodiyas ein klein wenig gebessert. Es ist bezeichnend für die Engländer, daß sie zuerst darauf drangen, daß die nackten Rodiyas sich anzogen. Nun bekleiden sie sich — oder auch nicht, wie es gerade kommt. Sind sie bekleidet und begegnet ihnen ein Eingeborener, so ziehen sie das Tuch herunter, um ihm ihre Ehrfurcht zu bezeugen; sind sie aber nackt und begegnet ihnen ein Engländer, so bedecken sie sich — denn die Engländer können den Anblick nackter Brüste nicht vertragen, erklären sie. Sie dürfen heute natürlich Hütten bauen wie sie wollen, und Land erwerben; nur gibt ihnen — außer der Krone — niemand Land, und wenn sie doch welches von der Regierung bekommen haben, oder wenn sie irgend ein Handwerk treiben, so kaufen ihnen doch höchstens die Europäer ihre Erzeugnisse ab.

So leben diese Leute, die selbst von ihrer Verworfenheit ebenso überzeugt sind, wie Singhalesen und Tamilen, in jämmerlichstem Elend ihr Leben. Jedes kleinste Gefühl für Scham fehlt ihnen natürlich völlig, die meisten fristen ihr Leben durch Betteln — wohlverstanden durch ein respektvolles Betteln: sie kommen nicht an die Kirche, sondern bleiben dreißig Schritte entfernt im Straßengraben stehen. Wie sehr auch heute noch, genau so wie früher, sie als Unreine angesehen werden, mag folgende kleine Geschichte erhellen. Ein Rodiya hatte einen andern erschlagen und sollte nun wegen des Mordes verhaftet werden. Aber der eingeborene Polizist weigerte sich, diese Aufgabe zu erfüllen. „Unmöglich", erklärte er. „Aber ich will an seine Hütte herangehen und ihn abschießen!"

Abschießen — so wie einen tollen Hund!

Wenn die Erntezeit da ist, ziehen die Rodiyas herum; sie betteln und jammern und ergattern so kleine Almosen, sie machen auch primitive Kunststückchen und lassen ihre Frauen tanzen. Der Singhalese und der Tamile werfen etwas Reis auf den Weg oder gar ein Kupferstück — wenn sie dann weit genug fort sind, kommt der Rodiya und hebt es auf.

Und doch sind diese Rodiyas ganz sicher von besserem Stamme als Singhalesen und Tamilen, als Malaien und Kaffern und was sonst noch an farbigem Völkergemisch auf Ceylon heimisch ist. Sie sind weit heller von Hautfarbe als alle diese, sie sind größer und kräftiger, hoch und eben gewachsen; sogar ihre Beine sind gut geformt — ein äußerst seltenes Ding in Indien. Und die Frauen erst — schönere gibt es im ganzen Osten nicht.

Die hübsche Geschichte von den Jägern und dem wider Willen menschenfressenden König von Kandy ist natürlich ein frommes Märchen, das eigentlich noch mehr in den brahmanischen Ideenkreis der Tamilen als in den buddhistischen der Singhalesen paßt. Neben gilt als schwere Bürde, die endliche Auflösung, das Nirwana, als höchstes Glück. Wer gut gewesen ist auf Erden, wird als ein Höherer wiedergeboren, womöglich als Brahmane, als „Zweimalgeborener", wer ein schlechtes Leben geführt, der kommt als Hund, als Esel, als Katze wieder zur Welt, oder aber als Rodiya, als Unreiner. So würden die Rodiyas Kinder von Vorfahren sein, die irgend etwas sehr Schlimmes begangen haben — und Menschenfleisch essen, ist für den Hindu und namentlich auch für den Buddhisten, der ja nicht einmal ein Tier tötet, der Inbegriff aller Scheußlichkeit. Aus diesem Rückschluß ist die Sage entstanden.

Nicht ein Beweis ist aber dafür vorhanden, daß die Rodiyas vielleicht ein andrer überwundener Stamm gewesen seien, wie etwa die Heloten Spartas. Sie gehören durchaus zur alten Bevölkerung Lankas, d. h. zur singhalesischen, und sind nicht etwa Ureinwohner wie die wilden, sehr tiefstehenden, aber durchaus nicht verachteten Veddas der Berge. Die Rodiyas sind Kinder des singhalesischen Volkes, wie die Cagoten Kinder ihres Landes waren; nur sind sie schöner und besser gewachsen wie die Cagoten. Warum nur? Vielleicht mag der Umstand ein wenig dazu beigetragen haben, daß durch Jahrhunderte hindurch Söhne und Töchter der besten Familien zur Strafe in ihre Reihe gestoßen wurden und daß das Blut sich im engen Verbande der Rodiyas nun rein erhielt — „unrein" würde der Singhalese sagen. Freilich, eine ausreichende Erklärung ist das nicht.

Die Mahavansa, Ceylons ältestes Geschichtsbuch, erwähnt, daß einige fünfhundert Jahre vor Christus auch eine Reihe von Tschandalas, d. i. die niedrigste Kaste des brahmanischen Kastenstaates, hineingekommen sei und hier in einem besonderen Dorfe gelebt habe. Aus diesen Tschandalas nun wählten die singhalesischen Könige die Vertreter der verachtetsten Aemter: Scharfrichter und Kerkermeister. Nun aber standen die Rodiyas noch unter den Tschandalas — es scheint also die Vermutung nahe zu liegen, daß sie die Knechte und der Troß der Henker waren. Die Tschandalas wurden allmählich von den andern Kasten aufgesogen — die Verachtung gegen die Rodiyas aber ist die gleiche geblieben durch Jahrhunderte. Als Henkersknechte mußten sie natürlich die Stricke drehen — und Strickedrehen war dann auch stets die einzige ihnen erlaubte Beschäftigung, genau wie die Cagoten nur Seiler oder Tischler sein durften, die damals verachtetsten Handwerker, weil der eine den Galgen baute und der andre den Strick drehte. Und in dieser Nähe erklärt sich auch der merkwürdige Gebrauch von Zigeunerbrocken in der Sprache der Cagoten wie in dem Singhalesisch der Rodiyas: beide kamen natürlich mit dem fahrenden Volk am ehesten in Berührung, so nahmen sie manche seiner Worte auf. Rodiyas, die

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id490223001-19100929/1